

Arbeitswelt – Lebenswelt: Zu einer spannungsreichen Beziehung im sozialistischen und postsozialistischen Osteuropa

Klaus Roth, München

Für den Beobachter des Alltagslebens im sozialistischen Ost- und Südosteuropa war nicht zu übersehen, dass so fundamentale Kategorien wie Staat und Gesellschaft, Öffentlichkeit und Privatleben anders strukturiert und auf einander bezogen waren als im kapitalistischen Westen. Auch die Dichotomie Arbeitswelt – Lebenswelt „funktionierte“ anders, zumindest schienen die üblichen Begriffsbestimmungen die realsozialistische Wirklichkeit nicht angemessen zu erfassen. Gewiss, die Menschen gingen auch im sozialistischen Osteuropa täglich ihrer Arbeit nach, die Frauen sogar weit zahlreicher als im Westen; gewiss, die Arbeit hatte im Sozialismus eine vergleichbar hohe Bedeutung wie im Kapitalismus¹; und sicher, die Menschen verbrachten ihre Freizeit und gestalteten ihre häusliche Lebenswelt zum Teil auf ähnliche Weise wie im Westen. Bei näherer Betrachtung zeigte sich jedoch, dass sie während ihrer Arbeitszeit sehr oft andere Dinge taten als ihre westlichen Kollegen – sie machten private Besorgungen, erledigten ihre Einkäufe, erhielten am Arbeitsplatz ihre Wohnung oder andere knappe Güter zugeteilt, machten mit ihren Kollegen gemeinsam Urlaub im Betriebs-Ferienheim –, und andererseits war auch ihre Freizeit oft mit Tätigkeiten gefüllt, die ihre westlichen Kollegen erstaunt hätten. In anderen Worten: Arbeitswelt und Lebenswelt waren auch in den sozialistischen Ländern getrennte Bereiche, doch sie waren auf eine Art und Weise getrennt und zugleich mit einander verwoben, die den westlichen Betrachter oftmals überraschte und manchmal sogar befremdete.

Wie ist diese andere Beziehung zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt, die auch nach anderthalb Jahrzehnten Transformation noch nachwirkt, zu erklären? War sie eine unmittelbare Folge der kommunistischen Ideologie und Politik – und damit vom Staat intendiert –, oder war sie vielleicht eine indirekte und unbeabsichtigte Folge des politischen und ökonomischen Systems, ein Ergebnis der Spannung zwischen „Herrschaft“ und „Eigensinn“ (cf. Lindenberger 1999, Wolf 2005), also der Alltagspraxen der Menschen im Umgang mit der Mangelwirtschaft und mit dem Zugriff des totalitären Staates?

1. Bevor ich mich diesen Fragen zuwende, scheint eine kurze Klärung dessen notwendig zu sein, wie die Begriffe „Arbeitswelt“ und „Lebenswelt“ in diesem

¹ Siehe K. Roth: Arbeit im Sozialismus – Arbeit im Postsozialismus. Zur Einführung. In: Ders. (Hg.), Arbeit im Sozialismus – Arbeit im Postsozialismus. Münster 2004, 9–22.

Band verstanden werden. Während die Definition von „Arbeitswelt“ relativ wenige Probleme bereitet und Konsens darüber zu bestehen scheint, dass der Begriff die Sphäre der Erwerbsarbeit in all ihren Aspekten umfasst, ist der Begriff „Lebenswelt“ weniger eindeutig. Unterscheiden lassen sich im Wesentlichen zwei Begriffsbestimmungen, eine weit gefasste, die von Alfred Schütz und Thomas Luckmann entwickelt wurde, und eine engere, die von Jürgen Habermas stammt.

Auf der phänomenologischen Philosophie von Edmund Husserl aufbauend entwickelten Schütz und Luckmann ihr Konzept der „Lebenswelt“, dem zufolge „unter alltäglicher Lebenswelt ... jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden [soll], den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet“ und als fraglos erlebt (Schütz, Luckmann 1979: 25). Die Lebenswelt besteht zwar aus vielfältigen Wirklichkeiten, doch ist unter ihnen die Wirklichkeit des Alltagslebens die vorrangige. Sie ist eine intersubjektiv-soziale und schließt nicht nur „die von mir erfahrene ‚Natur‘, sondern auch die Sozial- und Kulturwelt ... ein“ (ebd.: 27). Dabei präsentiert sie „sich selbst als normal und selbstverständlich, geordnet und objektiv, und als solche unhinterfragt“ (Wuthnow 1984: 32). Bei Schütz und Luckmann zeigt sich allerdings eine gewisse Uneindeutigkeit, bezeichnet doch Lebenswelt einerseits eher abstrakt das anthropologische Fundament des Verhältnisses des Menschen zu seiner Umwelt, und andererseits die konkrete, praktische und anschauliche alltägliche Lebenswelt. „Lebenswelt“ kann also entweder eine ontologische Bedeutung besitzen oder aber die Welt bezeichnen, die der Mensch individuell erlebt, den Bereich des unhinterfragten Handelns, also eine historisch gegebene sozio-kulturelle Umwelt. Ein so umfassender Begriff schließt alle Bereiche ein, die zusammen genommen die Gesamtheit des Lebens der Menschen ausmachen, also auch die Arbeitswelt.

Für den Ansatz von Jürgen Habermas hingegen ist die Trennung zwischen „Lebenswelt“ und „System“ grundlegend. Sie ist das Ergebnis eines historischen Prozesses, in dem sich die in der Frühen Neuzeit immer wirkmächtiger werden administrativen und ökonomischen „Systeme“ von der sozialen Lebenswelt absonderten. Er schreibt (1988: 179): „Die Unterscheidung zwischen einer sozialen, an den Handlungsorientierungen ansetzenden, und einer systemischen, durch die Handlungsorientierungen hindurchgreifenden Integration der Gesellschaft nötigt zu einer entsprechenden Differenzierung im Begriff der Gesellschaft selber“. Die gesellschaftskritische Stoßrichtung des in der Tradition der Frankfurter „Kritischen Schule“ stehenden Habermas ebenso wie die moralischen Implikationen seines Ansatzes, der die Folgen der Trennung der Bereiche für die Subjekte negativ bewertet, soll für die folgenden Überlegungen keine Rolle spielen². Wichtig ist in unserem Zusammenhang allein die Tatsache, dass die „Lebenswelt“ von Habermas enger gefasst wird als ein separater Bereich des sozialen Handelns außerhalb der Systeme, also primär im privaten Leben und in der Freizeit, während die Erwerbsarbeit – und damit die Arbeitswelt – weitgehend den „Systemen“ zugeordnet ist. Für die Erfassung der hier interessierenden Bezie-

² Auf die Kritik an den Konzepten von Schütz und Habermas kann hier nicht eingegangen werden; s. dazu Welz 1996 und Heinrichs 1976.

hung zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt scheint dieser polarisierende Ansatz günstigere Voraussetzungen zu schaffen, während das von Husserl und Schütz entwickelte umfassende Konzept der „Lebenswelt“ in der Empirie differenziertere Ergebnisse erbringt.

Um die Struktur von Arbeitswelt und Lebenswelt und die Beziehung zwischen ihnen im sozialistischen Osteuropa zu erhellen, greife ich bewusst auf das Mittel des Vergleichs zurück. Erst im Vergleich zwischen Kapitalismus und Sozialismus offenbart sich nämlich die Spezifik der beiden Welten und der Beziehung zwischen ihnen im Realsozialismus. Dieser vergleichende Ansatz ist allein schon deshalb gerechtfertigt, weil die kommunistische Ideologie und das auf ihr aufbauende politisch-ökonomische System aus der Kritik des Kapitalismus hervorgegangen ist, dessen Nachteile überwinden wollte und sich ständig auf diesen bezieht: Der „Systemvergleich“ war während des ganzen Bestehens des sozialistischen Systems ein beständiges Element der Politik und Propaganda. Ziel dieses Beitrags und des Bandes ist aber nicht der Vergleich der Systeme, sondern vielmehr die Erhellung der Alltagspraxen der Menschen im Realsozialismus im Spannungsfeld zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt vor dem Hintergrund der gleichzeitigen Entwicklung im kapitalistischen Westen.

2. In der vorindustriellen Zeit bestand für die allermeisten Menschen kaum eine Trennung zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt. Sowohl für die 80% bäuerlicher Bevölkerung als auch für die städtischen Handwerker und Händler waren Erwerbstätigkeit und die übrigen Lebensfunktionen sehr eng miteinander verflochten: Das Gesinde auf dem Bauernhof gehörte ebenso ganztägig zur „großen Haushaltsfamilie“ wie der Lehrling und der Geselle zum Haus seines Handwerksmeisters. Und auch bei der weit verbreiteten Heimarbeit waren arbeitsbezogene und lebensweltliche, private Dinge eng miteinander verbunden. In diesen traditionellen Gesellschaften war – in der Begrifflichkeit von Jürgen Habermas – die „Lebenswelt“ noch nicht vom „System“ getrennt, da die Arbeitsteilung noch nicht so groß war. In der Frühen Neuzeit allerdings entwickelte sich das „System“ aus der „Lebenswelt“ heraus, wobei Habermas unter „System“ den bürokratischen Staat und den Markt, also den ganzen Bereich der Verwaltung und der kapitalistischen Wirtschaft versteht. Sie zusammen zwingen über die Medien Macht und Geld den Menschen eine spezifische Handlungslogik auf. Diese Übergriffe des „Systems“ auf die „Lebenswelt“ bezeichnet Habermas als „Kolonialisierung der Lebenswelt“.

Zur weitgehenden Entkopplung von „System“ und „Lebenswelt“ kam es dann in der (nach Habermas) dritten Stufe Ende des 18. und vor allem im 19. Jahrhundert durch die Industrialisierung und extreme Arbeitsteilung. Erst hierdurch wurde die Erwerbsarbeit räumlich, zeitlich und auch sozial scharf abgetrennt vom „übrigen Leben“, also von der Nicht-Arbeit, der Freizeit, die der Regeneration dienen sollte. Die Konflikte zwischen „System“ und „Lebenswelt“ treten offen hervor: „Heute dringen die über die Medien Geld und Macht vermittelten Imperative von Wirtschaft und Verwaltung in Bereiche ein, die irgendwie kaputt gehen, wenn man sie vom verständigungsorientierten Handeln abkoppelt“ (Habermas 1985: 188 f.). Je ausdifferenzierter und komplexer das „Sys-

tem“ wird, desto mehr wird die „Lebenswelt“ von ihm „kolonialisiert“ und desto mehr verinnerlichen die Menschen die Fremdwänge des Systems als individuelle Selbstzwänge.

In der Tat wurde die immer schärfer werdende räumliche, zeitliche und soziale Abtrennung der „reinen Erwerbsarbeit“ von allen anderen Lebensbereichen, insbesondere von der nun durch Verkürzung der Arbeitszeit und Urlaubsregelungen entstehenden und als solche immer klarer definierten „Freizeit“, im 19. Jahrhundert zu einem zentralen gesellschaftlichen Problem. Das Industrieproletariat, das sich weitestgehend aus der ländlichen Bevölkerung rekrutierte, mußte zu dieser scharfen Trennung ebenso erzogen werden wie es auch zu einem strikten Zeitmanagement diszipliniert wurde.

Die scharfe Trennung zwischen der den Zwängen des „Systems“ unterworfenen Arbeitswelt und der Lebenswelt wie auch die daraus resultierende räumlich-funktionale Aufteilung der Städte in Wohngebiete und gewerbliche Gebiete war eine Innovation, die im 19. Jahrhundert nicht nur die Betroffenen und die Politiker, sondern auch die Wissenschaftler beschäftigte, unter ihnen Marx und Engels. Schon früh wurden Überlegungen zum Wesen der beiden Bereiche und zu ihrer Beziehung zueinander angestellt. Dabei setzte sich in Theorie und Praxis eine Sichtweise durch, die die (industrielle) Arbeitswelt als ökonomisches System der Produktion in scharfe Opposition stellte zur privaten Lebenswelt: Der Sphäre der „Fron und Ausbeutung“ stand die Sphäre der Freizeit und Erholung gegenüber. Dem Gegensatzpaar Arbeitswelt – Lebenswelt wurde dabei zumeist noch die Dichotomien *öffentlich – privat* und *männlich – weiblich* zugeordnet, wobei die Arbeit als öffentlicher und männlicher Bereich in Opposition stand zum privaten Leben, das dem Zuhause, der Familie und damit auch der Frau zugeordnet war.

Das Modell des polaren Verhältnisses zwischen Erwerbsarbeit und privater Lebenswelt hatte erhebliche Folgen in nahezu allen Bereichen von Wirtschaft und Gesellschaft, in der Sozialpolitik und im Verkehrswesen, in der Stadtplanung und im Wohnungsbau. Es fand seine stärkste Ausprägung im Fordismus des 20. Jahrhunderts und führte zur völligen räumlichen, zeitlichen, sozialen und funktionalen Absonderung der beiden Sphären, was sich noch heute etwa in der Verödung der Innenstädte und im Rückzug der Menschen in die suburbane Privatheit ablesen lässt. Das binäre Modell erhielt aber darüber hinaus weit umfassendere symbolische Bedeutungen zugeschrieben und wurde in vielfacher Weise ideologisch aufgeladen. Es wurde zu einer grundlegenden Metapher für den Einbruch der Moderne in die traditionale Welt – mit je nach Standpunkt des Betrachters positiven oder negativen Bewertungen dieses Prozesses: „Arbeit“ bzw. „Arbeitswelt“ stand für das gesamte zweckrationale Wirtschaftssystem und die industrielle Welt, stand für Fortschritt und Moderne, aber auch für Zwang und Ausbeutung, während „Freizeit“ den Bereich des „eigentlichen Lebens“, der Sinnerfüllung und des selbstbestimmten Handelns umschrieb. Fortschrittsglaube und Technikeuphorie machten sich an diesem dichotomen Modell ebenso fest wie Kulturpessimismus und Zivilisationskritik.

Das Modell war in seiner polaren Gegenüberstellung sicher eine Überzeichnung. In der Blütezeit der Industrialisierung und des Fordismus entsprach es jedoch für die meisten Industriearbeiter und Angestellten großenteils ihrer All-

tagsrealität: Ihre Arbeitswelt war in der Tat scharf abgetrennt von ihrer privaten Lebenswelt.

Arbeitswelt, Arbeitsleben	Lebenswelt, Bereich der Freizeit
<i>für das Individuum:</i>	<i>für das Individuum:</i>
<ul style="list-style-type: none"> - harte Arbeit, Mühsal, Plage - Zwang, Disziplin - Ausbeutung, Entfremdung - mechanisch, seelenlos - arbeitsteilig, fragmentiert - Unterordnung unter Ökonomik, Wirtschaftslogik des „Systems“ - zweckrationales, funktionales Handeln - lineare Zeit, Zeitökonomie - kontrollierbar, kontrolliert - Fremdbestimmung, Abhängigkeit - öffentlich - urban - technisch, künstlich 	<ul style="list-style-type: none"> - Freizeit, Muße, Rekreation - Freiheit von Zwang, Ungebundenheit - Freiheit von Ausbeutung, Sinnhaftigkeit, Freiheit des Willens - erfülltes „eigentliches“ Leben - ganzheitlich - Entfaltung des Einzelnen, Raum für Kreativität, Kunst, „Kultur“ - subjektives, auch emotionsbestimmtes Handeln - eher zyklische Zeit, Zeitvergeudung - nicht kontrollierbar, nicht kontrolliert - Selbstbestimmung, Unabhängigkeit - privat - tendenziell vorstädtisch-ländlich - natürlich, naturverbunden
<i>Fabrik, Betrieb, Unternehmen:</i>	<i>Privatsphäre (Familie, Haushalt):</i>
<ul style="list-style-type: none"> - primär Sphäre des Mannes - Betrieb als ökonomisches und soziales System mit eigenen Regeln - kollegiale, dienstliche Sozialbeziehungen - Unternehmenskultur mit System von Werten, Normen, Einstellungen, Verhaltensweisen, Symbolen 	<ul style="list-style-type: none"> - primär Sphäre der Frau - Ort der Familie als soziales und emotionales System, Familiengemeinschaft - intime personalisierte Beziehungen - Familie als kulturelles System mit Werten, Normen, Verhaltensweisen der Intimität, Vertrautheit
<i>die Beschäftigten als „Klasse“:</i>	<i>Gesellschaft selbstbestimmter Individuen:</i>
<ul style="list-style-type: none"> - lohnabhängige Arbeitnehmer - anonyme Gesellschaft - „industrielle Subkultur“ der Arbeiter und Angestellten 	<ul style="list-style-type: none"> - freie Individuen und Bürger - „Gemeinschaft“, Vereine - Freizeitkultur, Sport

So stringent dieses dichotome Modell erschien und so folgenreich es war, so regte sich doch vielfache und z. T. grundsätzliche Kritik an ihm. Zum einen wurde kritisiert, dass von ihm weite Bereiche, die weder Erwerbsarbeit noch Freizeit sind, nicht erfasst werden, etwa die Hausarbeit und die gesamte Erziehungs- und Bildungsarbeit, beides traditionellerweise vor allem Aufgaben der Frau, und dass auch die gewerbliche Heimarbeit schwer einzuordnen sei. Zum andern zeigte die

Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, dass die Grenzen zwischen beiden Welten immer fließender wurden und dass die Sphären in einander übergriffen. Auf der einen Seite drang in der Tat die Ökonomik und Zweckrationalität des „Systems“ immer weiter in die Lebenswelt vor und „kolonialisierte“ diese. Die rationale Planung und Ökonomisierung („Verzweckung“³) großer Bereiche der alltäglichen Lebenswelt, selbst der eigentlichen Freizeit („Freizeitindustrie“) und des häuslichen Lebens⁴, verringerten die Gegensätzlichkeit von Arbeitswelt und Lebenswelt zunehmend. Auf der anderen Seite erwiesen zahlreiche empirische Studien auch den genau entgegengesetzten Übergriff: das Vordringen der Lebenswelt in die Arbeitswelt (cf. Bachmann 1991, Götz 1997): Die Arbeitnehmer tragen fast überall Elemente ihrer alltäglichen Lebenswelt in ihre Arbeitswelt hinein und machen diese damit zu einem „kulturellen Ort“. Sie versuchen, ihre Arbeitswelt, sei es die Fabrik oder das Büro, zur Lebenswelt zu formen, etwa durch die ästhetische Gestaltung ihres Arbeitsplatzes, durch ihr soziales Verhalten zu Kollegen, durch Feste und Rituale, durch Symbole und Erzählen⁵ u. a. m. Der Arbeitsplatz unterliegt ohne Zweifel primär den Prinzipien der Ökonomik, doch wird er darüber hinaus von den Betroffenen, die dort einen großen Teil ihrer Lebenszeit verbringen, stets auch als zu gestaltende kulturelle Lebenswelt gesehen und behandelt. In Umkehrung der Aussage von Habermas ließe sich also sagen, dass auch die Lebenswelt die Arbeitswelt „kolonialisiert“ und diese zu einem Teil der Lebenswelt macht, wenn auch zu einem besonderen. Mit dieser Einsicht setzten sich in den letzten Jahrzehnten neue Konzepte durch, die Arbeitswelt und Lebenswelt nicht mehr als polar, sondern als ineinander verschränkt und einander überlappend sehen. Die Beiträge dieses Bandes legen nahe, dass die Analyse des Verhältnisses zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt im Sozialismus und Postsozialismus zu diesen Konzeptualisierungen einen Beitrag leisten und weiterführende Erkenntnisse zum Verhältnis zwischen „System“ und „Lebenswelt“ erbringen kann.

Doch nicht nur durch das Eindringen von Zweckrationalität in die moderne Lebenswelt und von lebensweltlichen Elementen in die Arbeitswelt wurde die Dichotomie zunehmend aufgelöst. In der Diskussion um einen Wandel hin zum Postfordismus in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten wird betont, dass sich aufgrund der technologischen Entwicklung die räumliche, zeitliche und soziokulturelle Trennung zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt aus ökonomischen Gründen noch weiter reduziert. Neben den Büroangestellten und Fabrikarbeitern gewinne hier eine neue Gruppe von Arbeitenden zunehmende Relevanz: der flexibel arbeitende Spezialist, etwa der Software-Programmierer, der Entwicklungsingenieur oder Wissenschaftler, der (teilweise) zuhause arbeitet, bei dem Arbeitswelt und Lebenswelt in einer neuen Relation zu einander stehen (s. Hirschfelder, Huber 2004). Ob es sich hier um die Rückkehr des vorindustriellen Modells handelt, wird die künftige Forschung erweisen müssen.

³ Siehe dazu den Beitrag von Brigitte Huber in diesem Band.

⁴ Man denke etwa an die zunehmende Technisierung der Privathaushalte und an die durch Ratgeberliteratur verbreiteten Konzepte der „rationalen Haushaltsführung“.

⁵ Siehe hierzu etwa die Arbeiten zur Bürofolklore von Dundes und Pagter (1975, 1987).

Für den Bereich des Kapitalismus zeigt sich damit in der historischen Realität wie auch in den theoretischen Konzeptionalisierungen sehr deutlich eine Entwicklung von der fordistischen Dichotomie Arbeitswelt vs. Lebenswelt hin zu einer gegenseitigen Durchdringung der beiden Bereiche, bei der die Arbeitswelt zum Teil der Lebenswelt wird, diese aber gleichzeitig Elemente der Zweckrationalität des „Systems“ in sich aufnimmt.

3. Das dichotomische Modell erhielt nun dadurch erhebliche historische Relevanz, dass es im 19. Jahrhundert die kommunistische Ideologie nachhaltig beeinflusste. Vor dem Hintergrund der Erfahrung der frühkapitalistischen ausbeuterischen und entfremdeten Industriearbeit und der zunehmenden Arbeitsteilung wurde von Karl Marx und Friedrich Engels die Überwindung dieser Dichotomie durch die Aufhebung aller Trennungen⁶ als ein wichtiges gesellschaftliches Ziel definiert. Der im Kapitalismus extremen Polarisierung von Arbeits- und Nicht-Arbeitszeit wurde die Forderung nach der Einheit der Lebensfunktionen entgegengesetzt. Ausbeutung, Arbeitsteilung und Entfremdung des Menschen sollten auf diese Weise überwunden werden zugunsten der Humanisierung der Arbeitswelt und der Erziehung der „allseitig gebildeten sozialistischen Persönlichkeit“, also des immer vielseitiger und ganzheitlicher werdenden Menschen. Die postulierte Überwindung der Trennung zwischen den Sphären der Produktion und der Reproduktion fand ihren Ausdruck im Begriff der „sozialistischen Arbeitskultur“, die über die ästhetische Gestaltung des Arbeitslebens, die Einbeziehung von Kunst in die Produktion („Industriedesign“) und den Abbau von Arbeitsmonotonie hinaus die gesamte Arbeitswelt und die Arbeitsbeziehungen umfassen sollte (s. Markmann, Gillen 1983: 53). Sie betraf damit auch die Gestaltung der „sozialistischen Gemeinschaftsbeziehungen im Arbeitskollektiv“, also Arbeitsbereitschaft, „Schöpfertum“ und Arbeitsfreude, gegenseitige Hilfe, Arbeitsdisziplin und Arbeitsethos. Dabei wurde von der prinzipiellen Übereinstimmung der individuellen, kollektiven und gesellschaftlichen Interessen ausgegangen. Aus diesen Grundüberzeugungen leitete sich der Anspruch ab, das Leben der Menschen durch Aufhebung aller Trennungen umfassend zu gestalten. Da somit auch Arbeit und Privatleben nicht von einander getrennt waren, war es nur konsequent, dass der totalitäre Zugriff des Staates die Arbeitswelt und die Lebenswelt gleichermaßen und gemeinsam erfassen und transformieren wollte.

In der Tat kam es in den sozialistischen Ländern aufgrund des ideologischen Ziels, Trennungen aufzuheben und die Individuen in *allen* Lebensbereichen zu erfassen und zu modellieren, zu einer gewissen Auflösung des Gegensatzes und zu einer Überlappung und gegenseitigen Durchdringung der beiden Bereiche. Diese geschah jedoch keinesfalls nur in der von der Ideologie und staatlichen Politik beabsichtigten Form, allerdings auch nicht in Richtung auf die Entwicklung im kapitalistischen Westen. Vielmehr produzierte der Realsozialismus auch hier Wirkungen, von denen nur ein Teil intendiert, der größere Teil aber reaktiv

⁶ Gemeint waren damit vor allem die Trennungen zwischen physischer und geistiger Arbeit, männlicher und weiblicher Arbeit, landwirtschaftlicher und Industriearbeit sowie generell die Arbeitsteilung (s. Roth 2005: 11 f.).

und unbeabsichtigt war. Wie also sah, so ist zu fragen, vor dem Hintergrund der Ideologie und der normativen Vorgaben des Staates und der tatsächlichen Entwicklung im real existierenden Sozialismus die Beziehung zwischen den beiden Bereichen aus.

Die Auflösung der Trennung zwischen Arbeitswelt und privater Lebenswelt als erklärtes Ziel der Politik wurde bereits dadurch strukturell ermöglicht, dass der sozialistische Betrieb dem Modell des „Haushalts“ nachgebildet war, mit dem Betriebsdirektor als „Vater“ seiner „Betriebsfamilie“, dem der Partei- und der Gewerkschaftssekretär zur Seite stand. Die Machtbeziehungen in den Betrieben waren extrem hierarchisch-paternalistisch geordnet, was sich einerseits in autoritären Führungsstrukturen und andererseits in persönlicher Fürsorge für die Mitarbeiter niederschlug. Die Mitarbeiter hingen lebensweltlich in hohem Maße von ihrem Betrieb ab, denn die Betriebsleitung konnte knappe Ressourcen zuweisen, sie konnte bei privaten Problemen helfen, sich aber auch in die Gestaltung des Privatlebens einmischen, etwa bei Familien- und Eheproblemen. Die in jedem Betrieb geführten und den Vorgesetzten verfügbaren „Kaderakten“, d. h. die Personalakten aller Mitarbeiter, enthielten arbeitsbezogene ebenso wie private Angaben, so dass ein Schutz der Privatsphäre am Arbeitsplatz zumindest gegenüber den Vorgesetzten nicht gegeben war. Da auch die tariflichen Einkommen aller Mitarbeiter allgemein bekannt waren, wurde auch im Alltag über diesen Aspekt der Arbeitswelt offen geredet: Die lebensweltlichen Beziehungen der Menschen wurden kaum durch arbeitsweltliche Unterschiede belastet, ein Aspekt, den *Vjačeslav Popkov* am Beispiel russischer Staatsbetriebe herausstellt; die Folge war eine hohe Solidarität und ein geringer Konkurrenzneid in den Arbeitsbeziehungen, aber auch ein sehr schwach ausgeprägtes Leistungsdenken und Karrierestreben. Das solidarische „Arbeitskollektiv“ wurde zu einer sozialen Grundeinheit sozialistischer Betriebe.

Der Arbeitnehmer sollte als „sozialistische Persönlichkeit“ nicht nur seine Arbeitskraft, sondern auch sein individuelles „Schöpfungstum“ in seine Berufstätigkeit einbringen. Da aber die Motivierung über das Einkommen nahezu unmöglich war und Bargeld wegen der geringen Warendeckung ohnehin nur begrenzten Anreiz bot, wie *Piotr Światkowski* feststellt, belohnten die Betriebe ihre Mitarbeiter entweder in symbolischer Form durch Urkunden, Medaillen, Preise, Ehren tafeln u. a., oder aber (zumeist) durch die Zuteilung von knappen Ressourcen (Wohnungen⁷, Autos, technischen Geräten, Plätzen im Ferienheim u. a.). Von herausragender Bedeutung waren aber auch die erstaunlich zahlreichen Betriebsfeste und Feiern⁸, Betriebsausflüge und Theaterbesuche sowie gemeinsame Einkaufsfahrten⁹, Urlaubsaufenthalte und Bildungsmaßnahmen, wobei regelmäßig auch die Ehepartner oder die ganze Familie einbezogen wurden. Arbeitswelt und Lebenswelt durchdrangen einander in der Tat nahezu täglich.

⁷ Siehe hierzu den Beitrag von *Aleksandra Matyukhina*, die die zugewiesenen Wohnungen als Teil der sowjetischen Lebenswelt behandelt.

⁸ Siehe dazu *Benovska* 2003 und *Petrova* 2005.

⁹ Siehe hierzu den Beitrag von *Magdalena Paríková*.

Die Erwerbsarbeit war als öffentlich-gesellschaftlicher Bereich somit offen für den Zugriff der Betriebsführung, der Partei, der Gewerkschaften und damit des Staates. Diese beständige Transparenz und Verfügbarkeit der Individuen erzeugte schon früh Gegenreaktionen, zum einen das Bestreben, die Grenzen des vom Staat Vorgegebenen auszudehnen, zum andern und vor allem aber den Wunsch, sich von der staatlich-öffentlichen Sphäre abzuschotten und sich in private, dem Staat und seinen Organen nicht zugängliche Lebenswelten zurückzuziehen. Hieraus ergaben sich zwei wichtige Folgen, nämlich zum einen, dass die Arbeitnehmer die Verflechtung von Arbeits- und Lebenswelt auch auf jene Bereiche ausdehnten, die vom Staat nicht intendiert waren, und zum andern, dass Arbeitswelt und Lebenswelt auf der sichtbaren Ebene zwar eng verzahnt waren, dass sie sich aber realiter – und weniger sichtbar – immer mehr von einander entfernten und neue soziale Räume entstehen ließen.

Es sind genau diese – letztlich zum Kollaps des Herrschaftssystem beitragen – Auswirkungen des „Eigensinns“ der Menschen auf die sozialistische Wirtschaft, denen sich mehrere Beiträge dieses Bandes auf der Basis empirischer Forschungen zuwenden. In den sozialistischen Ländern zeigen sich, so eines der Ergebnisse, in den meisten Bereichen des Arbeitslebens dabei recht ähnliche Handlungsstrategien der Individuen im Umgang mit den Herausforderungen der sozialistischen Arbeitswelt und des realsozialistischen Alltags. Einige von ihnen seien angeführt:

- Angesichts der permanenten Mangelwirtschaft waren Millionen von Werktätigen, vor allem Frauen, genötigt, täglich während ihrer regulären Arbeitszeit private Besorgungen und Aufgaben zu erledigen, um so ihren Haushalt zu versorgen oder Familienprobleme zu bewältigen. Diese massenhafte Vorsorge für das tägliche Überleben während der Arbeitszeit führte zu einem überaus häufigen und gravierenden Absentismus, der für die meisten Betriebe nur dadurch erträglich war, dass viele Stellen überbesetzt waren. Die Mängel des real existierenden Sozialismus hatten aber, wie *Milena Benovska-Säbkova* sehr anschaulich macht, für die Wirtschaft noch weit gravierendere Folgen: Die lebensweltlichen Probleme des wissenschaftlichen Personals trugen wesentlich zum Scheitern einer großangelegten Technologie-Offensive zur Überwindung der Rückständigkeit Bulgariens bei.
- Eine weitere Folge war, dass sehr viele Beschäftigte in sozialistischen Betrieben, wenn dies technisch irgend möglich war, die Maschinen, Werkzeuge und Rohmaterialien ihres Betriebs für private Zwecke nutzten und das „Volkseigentum“ für sich „organisierten“ und „abzweigten“, etwa für den Bau eines Hauses, für die Wohnungsausstattung oder für ihr Hobby (cf. Roth 1999: 70 f., Dobрева 2005). Einige installierten an ihrem staatlichen Arbeitsplatz sogar eine eigene privatwirtschaftliche Produktion (s. Spiritova 2004: 340); die meisten aber nahmen von ihrem Arbeitsplatz Produkte ihres Betriebs als Naturalien für die tägliche Versorgung mit, wie etwa im Beitrag von *Petăr Petrov* deutlich wird, oder nutzten sie für private Tauschgeschäfte.
- Auffällig war auch, dass die Ausstattung vieler Büros – über das aus dem Westen übliche Maß hinaus – durch häusliche Wohnlichkeit geprägt war. Kleine Küchen, Wandschmuck und Wohnmöbel erzeugten ebenso eine Atmosphäre

von Privatheit wie auch das oftmals sehr intim-häusliche Verhalten der Mitarbeiter, ihre informelle Arbeitskleidung und die intimen Umgangsformen zwischen ihnen. Der Betrieb war vielfach auch in dieser Hinsicht „Haushalt“, eine Extension des häuslichen Wohnumfeldes.

- Eng damit zusammen hängt die Tatsache, dass die Angehörigen sozialistischer Betriebe über die vielen offiziellen Betriebsfeiern hinaus eine sehr große Zahl von privaten Anlässen (Geburtstage, Namenstage, Abitur der Kinder, Hochzeiten, Jubiläen usw.) mit den Kollegen ihres „Arbeitskollektivs“ im Betrieb feierten und dazu oft auch Vorgesetzte und Kollegen aus anderen Abteilungen einluden (s. Benovska 2003); bei der Gestaltung der Feste benutzten Frauen den Betrieb gerne als Betätigungsfeld für ihre hausfraulichen Fähigkeiten. Nirgendwo ist wohl am Arbeitsplatz so viel gefeiert worden und ist private Lebenswelt so unmittelbar in die betriebliche Welt eingedrungen wie in den sozialistischen Betrieben. Es ist daher kaum überraschend, dass die postsozialistische Privatisierung der Staatsbetriebe und deren Rationalisierung bei vielen Menschen, wie *Birgit Huber* aufzeigt, das Gefühl „sozialer Kälte“ am Arbeitsplatz erzeugt und auch eine Minderung des Ansehens der arbeitenden Frauen mit sich gebracht hat.
- Viele sozialistische Unternehmen wurden – über die vom System vorgegebene hierarchisch-paternalistische Struktur des Betriebs als „Haushalt“ hinaus – extrem familiär und patriarchal geführt; für die Sowjetunion hat Larissa Lissjutkina (2004: 188 f.) festgestellt, dass die oftmals sehr mächtigen Sekretärinnen mütterlich für ihre Chefs sorgten, die Untergebenen aber in streng matriarchaler Weise beherrschten. Dass es sich in Ländern mit familistisch organisierten Gesellschaften um das beharrliche Fortleben traditioneller Familienformen und Arbeitsstrukturen handelt, wird u. a. daran deutlich, dass sich dort auch im Postsozialismus das Modell der „Betriebsfamilie“ durchsetzt, wie *Ivanka Petrova* in ihrer Mikrostudie anschaulich macht: Der betriebliche Zusammenhalt und die Loyalität der Mitarbeiter wird hier nicht nur durch den patriarchal-paternalistischen Führungsstil, sondern auch durch viele gemeinsame Aktivitäten, vor allem durch Feste, gewahrt, wobei stets dienstliche und private Aspekte miteinander verknüpft sind.
- Die vom System vorgegebene Gliederung der Betriebsangehörigen in „Arbeitskollektive“ hatte in der Realität Auswirkungen, die weit über die Absichten der Partei hinausgingen. In den sozialistischen Ländern, am stärksten in der Sowjetunion und in Südosteuropa, entwickelten sich aus den Arbeitskollektiven Kleingruppen, die über die Arbeitswelt hinaus immense Bedeutung für die Lebenswelt gewinnen konnten: Arbeitskollegen waren dort nicht nur durch die oben beschriebenen Bedingungen am Arbeitsplatz sehr eng mit einander verbunden, sondern sie bildeten vielfach enge soziale Netzwerke der gegenseitigen Hilfe und des Vertrauens und hatten auch im Privatleben intensive Beziehungen zueinander: Sie bildeten zusammen Wander- und Singgruppen, übten gemeinsam ihre Hobbies aus, luden einander nach Hause ein, verbrachten ihre Freizeit und auch ihren Urlaub mit einander, waren auch gemeinsam geschäftlich tätig und halfen sich durch ihre „Beziehungen“ in den verschiedensten Lebenslagen. *Kirsti Jõesalu* verwendet für diese vielfältigen Aktivitäten der Klein-

gruppen von Kollegen im Zwischenbereich zwischen privat und öffentlich den Begriff „Nischenbeschäftigung“ und veranschaulicht diese u. a. am Beispiel des privaten Schießsports von Arbeitskollegen. Für ihre Freizeitaktivitäten in der „Nische“ nutzten sie auch jene Ressourcen, die ihnen ihr Betrieb oder ihre Behörde bot. Diese gemeinsamen Freizeitaktivitäten wirkten in vielen Ländern über die politische Wende 1989/90 fort: In Russland beispielsweise sind viele Privatfirmen „aus Mitgliedern von Laienchören ..., aus Bergsteigern“ hervorgegangen (Ogonjok Nr. 12, März 1996, S. 23).

All diese Entwicklungen führten, so ist man versucht mit Habermas zu sagen, zu einer „Kolonialisierung“ des sozialistischen Wirtschaftssystems durch die Lebenswelt, zu einem massiven Eindringen der durch den Realsozialismus geformten Lebenswelt in die produktive Sphäre. Die konkrete Folge war in den meisten Betrieben eine Überfrachtung mit lebensweltlichen Problemen der Mitarbeiter und eine geringe Arbeitsproduktivität¹⁰.

Gleichzeitig wurde jedoch auch die Lebenswelt durch die Arbeitswelt „kolonialisiert“, drang das System ein in die Privatsphäre. Dies geschah in allen sozialistischen Ländern etwa in Form der zwangsweisen Zuteilung eines Arbeitsplatzes an einem anderen Ort, meistens fernab in der Provinz, mit massiven Folgen für die Familie, oder der Vergabe des ersehnten „Stadtwohnrechts“ an bestimmte Arbeitnehmer¹¹. Für die meisten Menschen unmittelbar spürbar war das Eindringen des Staates in das Privatleben aber durch die „freiwilligen“ Arbeitseinsätze, entweder die „Subbotniks“ am Wochenende oder die längeren Einsätze von Schülern und Studenten in der Landwirtschaft oder auf Großprojekten (s. Ivanova 2004), oder aber bei bestimmten Berufsgruppen wie z. B. den Lehrern, die verpflichtet waren, in ihrer Freizeit „gesellschaftliche Tätigkeit“ auszuüben, oftmals Agitation für bestimmte Anliegen der Partei.

Das Konzept des Betriebs als „Haushalt“ führte nicht nur zum Eindringen lebensweltlicher Elemente in die Arbeitswelt, sondern auch umgekehrt zu einem massiven Einfluss der Arbeit auf die private Lebenswelt. Am Arbeitsplatz wurden mit der Betriebsleitung, dem Betriebsrat, den Gewerkschaften oder der Parteileitung Privatangelegenheiten wie Wohnungs-, Schul- und Eheprobleme der Beschäftigten verhandelt, wodurch der Betrieb in die Lebenswelt der Mitarbeiter regelnd und kontrollierend eingreifen konnte¹²; Betriebswohnungen waren angesichts der Wohnungsknappheit sehr begehrt, sie erhöhten aber gleichzeitig auch die Bindung an und die Kontrolle durch den Betrieb. Auch die in den „Kader-

¹⁰ Die Produktivität der Betriebe lag um 1990 in den meisten sozialistischen Ländern bei etwa einem Viertel bis zu einem Drittel der Produktivität vergleichbarer Betriebe im Westen.

¹¹ Der Zuzug in die Hauptstädte oder Großstädte war in den meisten sozialistischen Ländern streng geregelt; das dortige „Wohnrecht“ war daher für die große Zahl der Bewohner der Dörfer und Kleinstädte in hohem Maße erstrebenswert, weshalb sich viele bereit erklärten, nachgesuchte Berufe zu lernen oder wenig attraktive Arbeitsplätze anzunehmen.

¹² Im DEFA-Film *Spur der Steine* (1966) wird dieser Aspekt besonders deutlich dargestellt.

akten“ enthaltenen und in sie aufzunehmenden privaten Daten, etwa zur sozialen und familiären Herkunft, zum Verhalten als Schüler oder zu Familienproblemen, erlaubten es dem Vorgesetzten, nachhaltig in das Leben seiner Mitarbeiter einzugreifen, wie etwa im Beitrag von *Magdalena Paríková* deutlich wird. Diese Eingriffe konnten in einigen sozialistischen Ländern sogar quasi-juristische Formen annehmen durch die so genannten „Kameradschaftsgerichte“ von Arbeitskollegen, die sich nicht nur mit arbeitsbezogenen, sondern auch mit privaten Problemen und „moralischen Verfehlungen“ der Kollegen befassten und Sanktionsgewalt hatten.

Bezeichnend war, so zeigen mehrere der hier vorliegenden Untersuchungen, der Rückzug der Beschäftigten aus den von der Partei kontrollierten Bereichen der Arbeitswelt in die private Lebenswelt – und dieses war meistens die private „Nische“. Der Bereich zwischen öffentlich und privat, zwischen Arbeitswelt und privater Lebenswelt blieb jedoch keineswegs leer, sondern es entstanden hier verschiedene intermediäre soziale Räume, die in hybrider Weise Merkmale des Öffentlichen mit denen des Privaten verbanden. Für die Tschechoslowakei nach 1968 hat *Marketa Spiritova* solche Zwischen-Räume untersucht, die sich beispielsweise in öffentlich-privaten Wohnungsseminaren, im Samizdat und in unabhängigen illegalen Arbeitswelten konkretisierten, wo sich – in private Lebenswelten eingebettet – Gegenöffentlichkeit konstituierte. *Lubica Herzanová* wiederum zeigt auf, wie in Bratislava Frauen, die Schwierigkeiten hatten, die Versorgung ihrer Familie zu sichern, und vom Staat um ihre berufliche Entwicklung betrogen worden waren, sich in die familiäre Lebenswelt und in Nischen zivilgesellschaftlicher Betätigung in einer Kirchengemeinde zurückzogen. Auch die von Kirsti Jõesalu beschriebenen „Nischenbeschäftigungen“ spielten sich z. T. in solchen Zwischen-Räumen ab.

In allen sozialistischen Ländern bildeten sich derartige Zwischenwelten und lebensweltliche Nischen heraus, verstärkt nach der Niederschlagung des Prager Frühlings durch die Truppen des Warschauer Pakts 1968. In ihnen galten je eigene defensive Alltagspraxen und Handlungsstrategien. Zu ihnen gehörten, um einige wichtige anzuführen, die Pflege enger personalisierter Vertrauensbeziehungen zu Verwandten, guten Freunden und Kollegen, der zunehmende Rückzug in den Schutzraum der Kleinfamilie, die Abschottung in der eigenen Wohnung, wo oft die Küche zum Ort des privaten gesellschaftlichen Kontakts und Austauschs und unter Intellektuellen zu einer Gegenöffentlichkeit wurde¹³, sowie auch die intensive Pflege von privaten Hobbys im Kreis der Familie oder zusammen mit Freunden und Arbeitskollegen. War unter der Intelligenz die Flucht in Räume geistiger, religiöser und emotionaler Freiheit verbreitet, so war es für die große Mehrzahl der „Werk tätigen“ die Flucht in das Wochenende, die Freizeit, den Urlaub, der seit etwa 1970 immer größere Bedeutung erlangte. Die Menschen wurden zu wahren „Freizeitfanatikern“, und mit wachsendem Wohlstand wurde in den Ländern des östlichen Mitteleuropa der Wohnwagen zum Symbol

¹³ Siehe dazu Miriam Macan: Moskauer „Küchenwelten“ in ihrer soziokommunikativen und kulturellen Bedeutung im Alltagsleben Moskauer Intellektueller von 1960–1990. Magisterarbeit am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie München 1996.

des Wohlstands und der Abkapselung. Der wohl wichtigste Raum des Rückzugs von Öffentlichkeit und Arbeitswelt aber wurde ohne Zweifel die Datscha, in der DDR die „Datsche“ oder in Bulgarien die „vila“ außerhalb der Stadt. In sie und in die kleinen Gärten wurde ein ganz erheblicher Teil aller verfügbaren Ressourcen an Geld, Materialien und Arbeitskraft investiert – sehr oft zu Lasten des Betriebs, bei dem man angestellt war.

Dieser Rückzug, diese Flucht ins Private führte zu teilweise extremen Formen der doppelten Lebensführung, einer fast schizophrenen Teilung des Lebens in einen Bereich der offiziellen Arbeit und einen Bereich des „eigentlichen Lebens“. Um in dieser doppelten Welt zu überleben, benötigten die Menschen zwei Register des Verhaltens, ein offizielles, das von Partei und Staat am Arbeitsplatz und in der Öffentlichkeit verlangt und durch Erziehung vermittelt wurde, und ein inoffizielles, das vorwiegend in der privaten Lebenswelt erworben und mündlich weitergegeben wurde.

Bezeichnend für das Verhältnis zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt war auch die soziale Trennung zwischen Arbeitskollegen einerseits und Verwandten, Freunden und Nachbarn andererseits. Allerdings scheint es hier zwischen den sozialistischen Ländern z. T. erhebliche Unterschiede gegeben zu haben, Unterschiede, die wohl ihre Ursache in den soziokulturellen Traditionen oder in der jeweiligen Geschichte der Industrialisierung haben. In den ostmitteleuropäischen Ländern wurde zwischen Arbeitskollegen, Freunden und Verwandten zumeist deutlich unterschieden: Mit Kollegen hatte man dort keine oder weniger private Kontakte als mit Freunden oder Verwandten. In der Sowjetunion hingegen kam den Arbeitskollegen und Freunden oft größere Bedeutung zu als den Verwandten, während in Südosteuropa Arbeitskollegen gerne in die privaten Netzwerke gegenseitiger Hilfe, Versorgung und Freundschaft eingebunden wurden, man sie sogar zu Trauzeugen oder Taufpaten und damit zu Wahlverwandten machte. Die Grenzen zwischen Arbeitswelt und privater Lebenswelt waren hier durchlässig, freilich nur im informellen Bereich und auf der Basis persönlichen Vertrauens.

Es ist kaum überraschend, dass als Folge der dargestellten Spezifik sozialistischer Betriebe und der Beziehungen zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt die betriebliche Lebenswelt, also die Unternehmenskultur sozialistischer Betriebe sich recht deutlich von der kapitalistischer Unternehmen unterschied. Bei aller Variation unter den sozialistischen Ländern kann davon ausgegangen werden, dass es wegen der gleichen oder ähnlichen Systemvoraussetzungen eine spezifisch „sozialistische Betriebskultur“ gab, die eigene Formen und Verhaltensweisen, Rituale und Symbole, Werte und Normen hatte. Sie war, neben den oben bereits angeführten Aspekten, gekennzeichnet durch eine scharfe Trennung zwischen formalen Sozialbeziehungen zur Partei- und Betriebsleitung und informellen sozialen Netzwerken unter Kollegen, zwischen offizieller, formeller Kommunikation und informeller Kommunikation; sie war zudem gekennzeichnet durch ein hohes Maß an sozialer Fürsorge, aber auch durch ein hohes Maß an Kontrolle, durch intime, heute von vielen in nostalgischer Verklärung als „warm“ empfundene Arbeitsbeziehungen, aber auch durch verschiedenste illegale Praktiken der Mitarbeiter, durch ein hohes Maß an Kollegialität, aber auch durch ein gleichfalls hohes Maß an Leerlauf und Ineffizienz, Absentismus und Alkoholis-

mus. Mehrere Aspekte dieser „Lebenswelt in der Arbeitswelt“ werden in den Beiträgen dieses Bandes behandelt, auch die zeitgenössische Kritik an ihr, wie sie etwa *Ene Kõresaar* aus den Karikaturen der bekannten estnisch-sowjetischen Zeitschrift *Pikker* herausgearbeitet hat, oder aus den oftmals kritischen Einsendungen der Bürger auf die zahllosen Schreibwettbewerbe polnischer Zeitungen, die *Joanna Bar* ausgewertet hat. Beides sind zeitgenössische Quellen von beachtlichem Aussagewert.

Der Fall Jugoslawiens konfrontiert uns, wie *Predrag Marković* zeigt, mit einer anderen Facette der Beziehung zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt. Serbische „Gastarbeiter“ lebten und arbeiteten in großer Zahl in Westeuropa, wo sie als Migranten ihre eigenen lebensweltlichen Probleme hatten; für ihr sozialistisches Heimatland aber waren sie dadurch relevant, dass sie durch ihren relativen Wohlstand und ihre häufigen Heimatbesuche einen beachtlichen Einfluss auf die Popularkultur und die materielle Kultur Serbiens ausübten.

Die Beziehung zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt im Sozialismus war, so kann zusammenfassend gesagt werden, komplex und spannungsreich. Vor allem wegen der staatlichen Einmischung und Kontrolle sowie der Probleme der Alltagsbewältigung kam es im real existierenden Sozialismus einerseits zu einer Verflechtung von Arbeits- und Lebenswelt, die weit über das von der Partei erwünschte Maß hinausging, und andererseits zu einer Vertiefung der Trennung zwischen dem öffentlichen, kontrollierbaren Arbeitsleben und dem Schutzraum des Privatlebens. Folgenreich für die sozialistischen Staaten war es, dass es aus der inneren Logik und der alltäglichen Praxis des Systems heraus dort zu Überlappungen der beiden Welten kam, wo eine Trennung ökonomisch vorteilhaft gewesen wäre, und dort zu einer noch stärkeren Trennung, wo diese Trennung eigentlich verschwinden sollte.

4. Während sich im Westen Arbeitswelt und Lebenswelt durch den Postfordismus sowie durch die gegenseitige Durchdringung von „System“ und „Lebenswelt“ einander stark annäherten, erzeugte die ideologisch und politisch erstrebte Aufhebung der Trennung beider Bereiche im real existierenden Sozialismus zum Teil recht ähnliche, zum Teil gegensätzliche Folgen. In Ost wie in West „kolonialisierte“ die Lebenswelt das System, doch es wäre falsch, bei dieser partiellen äußeren Ähnlichkeit von einer Konvergenz zu sprechen: Zu unterschiedlich waren die Ursachen, die Erscheinungsformen und auch die Auswirkungen auf das Alltagsleben der Menschen. Und zu unterschiedlich sind auch die Folgen für die Gegenwart. Tatsache ist, dass Millionen von Menschen in den Transformationsländern in die damalige Arbeitswelt sozialisiert wurden und die „sozialistische Arbeitskultur“ wie auch das spezifische Verhältnis zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt verinnerlicht und habitualisiert haben. Es ist dies ein Faktor, der – zumindest bei den älteren Generationen von Arbeitnehmern – bis die Gegenwart hineinwirkt und die wirtschaftliche Entwicklung beeinflusst. So beklagten sich, um ein beliebiges Beispiel zu geben, deutsche Manager eines deutsch-tschechischen Unternehmens über ihre tschechischen Mitarbeiter, sie seien „Freizeitfanatiker“ und nicht dazu zu bewegen, über die normale Arbeitszeit hinaus zu arbeiten und auf ihre Datscha zu verzichten.

Das Fortleben von Denk- und Verhaltensweisen der sozialistischen Periode ist vielfach auch deswegen so stark, weil das sozialistische System gerade im Bereich der Arbeitswelt auf vorsozialistische Muster zurückgegriffen hat und weil auch die Menschen auf die Zugriffe des Staates durch Beharren bei traditionellen Praktiken reagierten (Roth 1999: 66). Das traditionelle Modell der Betriebsfamilie war nicht nur grundlegend für sozialistische Unternehmen, sondern ist es in vielen Transformationsländern auch für heutige Privatbetriebe. Nicht nur hier sind vorsozialistische, sozialistische und postsozialistische Elemente heute vermischt: In familistisch strukturierten Betrieben kommt es durch den Anschluss an die technologische Entwicklung, den Einfluss der Europäischen Union und die immer spürbarer werdende Globalisierung problemlos zur gleichzeitigen adaptiven Übernahme moderner Modelle der Betriebsführung und der Gestaltung der Arbeitsbeziehungen. Die Folge ist eine eklektisch-synkretistische Mischung verschiedener Repertoires von Formen der Gestaltung der Arbeitswelt und der Arbeitsbeziehungen. Die Frage allerdings, ob es in den Transformationsländern zu einer Konvergenz mit den im Westen dominanten postfordistischen Formen der Arbeitswelt und der Beziehung zwischen Arbeitswelt und Lebenswelt kommt oder ob sich eigene – und eigenwillige – Formen entwickeln, kann nur die künftige Entwicklung beantworten.

Literatur

- BACHMANN, Götz u. a. 1991: Lebenswelt in der Arbeitswelt. Informelle Kommunikation im computerisierten Büro. Düsseldorf: HBS.
- BENOVSKA-SÁBKOVÁ, Milena 2003: Pir po vreme na rabota: vsekidnevni socialističeski praktiki [Gelage während der Arbeitszeit: alltägliche sozialistische Praktiken]. In: Mif (Sofia) 8: 145–157.
- BERGER, Peter L., Thomas Luckmann 1969: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer.
- DOBREVA, Doroteja 2005: Ein eigenes Haus bauen. Über die Nutzung sozialer Netzwerke im sozialistischen Dorf. In: Roth 2005, 13–32.
- DUNDES, Alan, Carl R. Pagter 1975: Urban Folklore from the Paperwork Empire. Austin TX.
- DUNDES, Alan, Carl R. Pagter 1987: When you're up to Your Ass in Alligators ... More Urban Folklore from the Paperwork Empire. Detroit.
- GÖTZ, Irene 1997: Unternehmenskultur. Die Arbeitswelt einer Großbäckerei aus kulturwissenschaftlicher Sicht. Münster: Waxmann.
- HABERMAS, Jürgen 1985: Die neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V. Frankfurt am Main.
- HABERMAS, Jürgen 1988: Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt am Main. (Bd. 2: 173-293).
- HEINRICHS, Johannes 1976: Reflexion als soziales System. Bonn.

- HIRSCHFELDER, Günter, Birgit Huber (Hg.) 2004: Die Virtualisierung der Arbeit. Zur Ethnographie neuer Arbeits- und Organisationsformen. Frankfurt am Main: Campus.
- HONER, Anette 1993: Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden: Dt. Universitäts-Verlag.
- IVANOVA, Radost 2004: „Wir bauen für die Volksrepublik“. Die Jugend-Baubrigaden – eine Schule der kommunistischen Erziehung. In: Roth 2004, 59–69.
- LINDENBERGER, Thomas 1999: Die Diktatur der Grenzen. Zur Einleitung. In: Ders. (Hg.), Herrschaft und Eigensinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Köln, 13–44.
- LISSJUTKINA, Larissa 2004: Beharrung und Stagnation. Weiblichkeitsprojekte in der Arbeitswelt Rußlands (1960–1990). In: Roth 2004, 179–198.
- MARKMANN, Heinz, Eckhart Gillen 1983: Arbeitskultur. In: W. Langenbacher, R. Rytlewski, B. Weyergraf (Hg.), Kulturpolitisches Wörterbuch. Bundesrepublik Deutschland/DDR im Vergleich. Stuttgart: Metzler, 53–57.
- PETROVA, Ivanka 2005: Betriebsfeste im sozialistischen Bulgarien – Ideologie und soziale Praxis. In: Roth 2005: 73–86.
- ROTH, Klaus 1999: Praktiken und Strategien der Bewältigung des Alltagslebens in einem Dorf im sozialistischen Bulgarien. In: Zeitschrift für Balkanologie 35: 63–77.
- ROTH, Klaus (Hg.) 2004: Arbeit im Sozialismus – Arbeit im Postsozialismus. Erkundungen zum Arbeitsleben im östlichen Europa. Münster: LIT.
- ROTH, Klaus (Hg.) 2005: Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur. Wien (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 24).
- SCHÜTZ, Alfred, Thomas Luckmann 1979: Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- SPIRITOVA, Marketa 2004: Alternative Lebenskonzepte im real existierenden Sozialismus: die Arbeitswelt der Intellektuelle in der Tschechoslowakei nach 1968. In: Roth 2004, 333–349.
- VOLMERG, Birgit, Eva Senghaas-Knobloch, Thomas Leithäuser 1986: Betriebliche Lebenswelt. Eine Sozialpsychologie industrieller Arbeitsverhältnisse. Opladen: Westdt. Verlag.
- WUTHROW, Robert, J. D. Hunter, A. Bergesen, E. Kurzweil 1984: Cultural Analysis. The Work of Peter L. Berger, Mary Douglas, Michel Foucault, and Jürgen Habermas. London, Boston: Routledge.
- WELZ, Frank 1996: Kritik der Lebenswelt. Eine soziologische Auseinandersetzung mit Edmund Husserl und Alfred Schütz. Opladen: Westdt. Verlag.
- WOLF, Gabriele 2005: „Herrschaft“ und „Eigensinn“. Zur Analyse der real-sozialistischen Lebenswelt. In: Roth 2005, 87–101.